



J.B.METZLER

Einleitung

In den letzten Jahren hat sich das Gebiet der Medienwissenschaften stark erweitert und dabei ausdifferenziert. Neue Institute, neue Studiengänge, eine sehr hohe Nachfrage nach Studienplätzen – die Medienwissenschaften sind beliebt. Das ist wohl eine Reaktion auf die gesellschaftlich zunehmend wichtige Rolle der Medien, womit neben dem Fernsehen v. a. das omnipräsente Internet und die mobilen Medien gemeint sein dürften. Die Gesellschaft beschreibt sich selbst als Informations-, Wissens- oder Mediengesellschaft, und immer neue Medienentwicklungen beflügeln die Phantasie oder schüren Ängste. Die Medienindustrie boomt (oder scheint es doch zumindest zu tun), was einer der großen Anreize für viele junge Menschen ist, Medienwissenschaften zu studieren. Angesichts dieser Ausgangslage hat ein Handbuch den Zweck, den Stand der Diskussion, die verschiedenen Positionen und Differenzierungen des Fachs orientierend darzustellen. Einerseits macht die Lebendigkeit und Vielfalt der Medienwissenschaft dies zu einem aufregenden und interessanten Unterfangen, andererseits ist das wegen der oft betonten ›Dynamik‹ des Fachs sehr schwierig. Diese Dynamik ist seit längerem auch als ›Krise des Fachs‹ benannt worden (so z. B. in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, vgl. Jungen 2013).

Die Diskussionen über den Status der Medienwissenschaft und über ihre Kohärenz oder Heterogenität begleiten das Fach schon seit längerer Zeit. Daher geht diese Einleitung zunächst in die Fachgeschichte zurück, um Überlegungen abzuleiten, wie ein ›Handbuch Medienwissenschaft‹ aufgebaut werden kann.

Zur Geschichte der Medienwissenschaft und ihrer Selbstreflexion

Die Diskussion um die Frage, ob die Medienwissenschaft eine spezifische Disziplin sei oder werden solle, oder ob es sich dabei um einen interdisziplinären und folglich heterogenen ›Versammlungsort‹ sehr verschiedener Gegenstände, Theorien und Methoden handele, begleitet das Feld von Anfang an. Es ist hier nicht möglich, die Geschichte der ›Medien-

wissenschaft‹ – oder gar der ›Medienwissenschaften‹ – aufzuarbeiten. In Ansätzen wurde dies an anderer Stelle geleistet (s. Kap. I.2; vgl. Hickethier 2000; Leschke 2003; Malmberg 2005; Filk 2009, 171 ff.; Paech 2011; Pias 2011). An diesen Rekonstruktionen wird jedoch *erstens* deutlich, dass die Medienwissenschaft verschiedene Wurzeln hat. Einerseits waren dies die Philologien, aus denen viele der heute zentralen ästhetischen, historischen und hermeneutischen Impulse kamen (vgl. Kreuzer 1977; Hickethier 2000). Andererseits waren es die Publizistik und die Kommunikationswissenschaft, die sozialwissenschaftliche Methoden beisteuerten. Publizistik bzw. Kommunikationswissenschaft bilden, zumal in Deutschland, bis heute aber auch eigene Fächer, von denen sich die ›kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft‹ abzusetzen sucht (vgl. Schäfer 2000; Tholen 2003, 38; Schüttpelz 2006; zu ihrer Selbstbeschreibung als ›Kulturwissenschaft‹ vgl. Schönert 1996; Tholen 2003; Böhme/Matussek/Müller 2007, 179 ff.).

Zweitens kann die Medienwissenschaft, wie insbesondere Claus Pias (2011, 16 f.) betont hat, auf eine Frage konzentriert werden, nämlich die nach den medialen Bedingungen – eine Frage, die in verschiedenen Disziplinen geteilt wird. Das macht aber fragwürdig, warum es eine eigene, institutionalisierte Disziplin ›Medienwissenschaft‹ überhaupt gibt und weiter geben sollte. Vielleicht verhält es sich so, dass sich die Disziplin herausgebildet hat, um einen Versammlungsort zu bilden, an dem »Wissenschaftler [und Wissenschaftlerinnen] verschiedenster Disziplinen [...] miteinander reden können« (ebd., 19), um die mediale Frage zu klären. Dann könnte es aber sein, dass diese Interdisziplin in Zukunft gleichsam wieder in die einzelnen Disziplinen zurückgenommen wird, weil diese die Diskussion der medialen Frage nun auf ihrem Terrain weiterführen – auszuschließen ist das jedenfalls nicht.

Apropos Zukunft: Im Jahr 1988 wurden in den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* (Bohn/Müller/Ruppert 1988a) – einem, wie Joachim Paech (2011, 52) unterstreicht, Gründungsdokument der Disziplin – grundlegend und detailliert die Fragen nach der Möglichkeit und Rolle einer Medienwissenschaft diskutiert. Während sie im erwähnten Ar-

tikel aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (vgl. Jungen 2013), ziemlich genau 25 Jahre später, als im Verschwinden begriffen wird, wird sie in diesen Texten von 1988 noch als ›kommende Disziplin‹ angekündigt (doch wurden schon in den 1980er Jahren medienwissenschaftliche Institute geschlossen, vgl. Paech 1987; also scheint selbst die Rede von ihrem Verschwinden eine stete Begleiterin der Medienwissenschaft zu sein). Es lohnt sich daher, hier etwas ausführlicher darauf einzugehen.

Auch im Vorwort zu den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* wird betont, dass der Entwicklungsprozess bis 1988 »noch zu keiner breit durchgesetzten Epistemologie der Medienwissenschaft geführt« habe (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 7). Bereits hier wird also die mangelnde disziplinäre Einheit konstatiert. Allerdings verrät sich im Wort ›noch‹ die Hoffnung, dass es zu einer einheitlichen Epistemologie einst kommen könnte. In leichter Spannung dazu wird ebenfalls festgestellt: »Daß wir mitten im Prozeß der Ausdifferenzierung stehen, ist jedenfalls unumstritten« (ebd.). Einerseits gilt die Hoffnung also einer »gefestigte[n] Disziplin mit einem etablierten Kanon von Gegenständen und Methoden« (ebd., 9), die sich aus einer »medienwissenschaftlichen Selbstverständigungsdebatte« (ebd., 8) ergeben mag. Andererseits wird eine Ausdifferenzierung des Feldes beschrieben oder – was nicht das Gleiche ist – Medienwissenschaft als »eklektizistische Sammelbezeichnung für [...] Unterfangen medienbezogener Art« (Kübler zitiert nach ebd., 9) bezeichnet. Die rasche Medienentwicklung und ständig neue Fragestellungen scheinen die Stabilisierung zu einem Fach zu verhindern (vgl. ebd., 19). Der Text zieht folgendes Fazit:

»Wenngleich es aus wissenspraktischen Gründen manchem wünschen[s]wert erscheinen mag, die disziplinäre Abgrenzung [...] begrifflich klarer und sachlich ›härter‹ vornehmen zu können, liegt in den ›offenen Grenzen‹ der Medienwissenschaft, im status quo u.E. eben auch eine große Chance: die Chance, tatsächlich ein Ort der Interdisziplinarität zu sein« (ebd., 21).

Es bleibe daher zu hoffen, dass »interdisziplinäre Bezüge erhalten und ausgebaut werden« (ebd., 22).

Die »aufgeregten Zyklen der Selbsterfindung« (Leschke 2003, 67) der Medienwissenschaft stellen sich mithin als Relation dreier Vorgänge dar:

- Es geht *erstens* um die epistemische (theoretische, methodologische) und institutionelle Herausbildung einer eigenständigen Medienwissenschaft – und darum, ob dies machbar oder überhaupt wünschenswert sei.

- Es geht *zweitens* um die Frage der inneren Ausdifferenzierung der Medienwissenschaft und darum, ob diese Ausdifferenzierung die ›Medienwissenschaft‹ wieder in neue Teildisziplinen auflösen werde.
- Es geht *drittens* um das Verhältnis der ›Medienwissenschaft‹ zu ihren Nachbardisziplinen. Ist die Medienwissenschaft ein ›Ort der Interdisziplinarität‹? Wenn ja: Wie passt das zu ihren Verselbstigungstendenzen? Entwickeln andere Disziplinen – auch dieser von Pias (2011) pointiert formulierte Gedanke taucht schon 1988 auf – nicht jeweils eine eigene Medienforschung? Wozu dann also noch Medienwissenschaft (zumal wenn diese sich stark binnendifferenziert)?

Auch Hans-Dieter Kübler betont in seinem Text aus den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*, dass die »sich allmählich konturierende und konsolidierende Medienwissenschaft« (1988, 31) über ihre Gegenstände, ihre Theorien und Modelle eine Verständigung erzielen solle. Er unterstreicht, dass die »wichtigste und vordringlichste Aufgabe« dabei die Selbstverständigung über »Methodologie und Methodik« (ebd., 35) sei. Allerdings fährt er fort:

»Solche theoretischen und methodischen Abklärungen dürften künftig verstärkt erforderlich sein; vor allem wären sie dann unabdingbar, wenn sich die Medienwissenschaft als eigenständige, klar konturierte und respektierte Disziplin im ohnehin eng besetzten Konzert der Wissenschaften konstituieren und behaupten will – *worüber, also über Sinn, Erfordernis und Ertrag einer solchen Absicht man durchaus geteilter Meinung sein kann*. In ihrer gegenwärtigen Forschungs- und Lehrpraxis operiert sie nämlich, soweit erkennbar, eher als unspezifische, eklektische Sammelbezeichnung für alle jene Unterfangen medienbezogener Art, die sich nicht den angestammten Wissenschaften, insbesondere der Literaturwissenschaft einerseits, der Publizistikwissenschaft andererseits zu- oder unterordnen wollen bzw. können. Entsprechend aleatorisch fällt die Wahl der angewendeten Methoden aus, eine Tradition oder gar ein Kanon existiert weder hinsichtlich spezifischer Gegenstände noch innerhalb wie immer abzugrenzender Teildisziplinen. *Und das ist nicht nur gut so, es ist auch notwendig*« (ebd., 32; Herv. d.V.).

Der Schluss dieses Zitats legt nahe (ähnlich wie das oben zitierte Vorwort), dass die interdisziplinäre Öffnung und die manchmal ›eklektische‹ Heterogenität der Medienwissenschaft keineswegs nur ein zu überwindender »Entstehungsherd« (Foucault 1993, 76) oder ein zerfasernendes Endstadium, sondern der durchaus sinnvolle Normalfall der *Interdisziplin* Medienwissenschaft sein könnte (zum Begriff der ›In-

terdisziplin« mit Bezug auf Visual Culture auch Mitchell 2003; vgl. Engell/Vogl 2002, 9 und generell zur Interdisziplinarität vgl. Lamont 2009, 202 ff.). Denn vielleicht ist es eine »ungerechtfertigte Unterstellung, paradigmatische Integration sei ein Zeichen von Reife und erstrebenswert für jede Disziplin« (Luhmann 1992, 453, Fußnote). Vielleicht konnte die (transdisziplinäre) Frage nach den Medien überhaupt nur aus einer interdisziplinären »shadow discipline« entstehen (Chandler 2009, 737; er erwähnt ausdrücklich »media studies«).

Auch kann man sich fragen, wie eine Vereinheitlichung der Disziplin ohne »Majorisierungsversuche und Überwältigungsstrategien« (Leschke 2003, 84; vgl. Klein 1993, 206) eigentlich gelingen sollte. Von wem sollte ein solcher Versuch ausgehen? Ein Kandidat ist der Wissenschaftsrat (<http://www.wissenschaftsrat.de/home.html>). In der Tat hat dieser schon im Jahr 2007 das vieldiskutierte und umstrittene Papier »Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften« vorgelegt. In dem Papier, das allerdings eher als Diskussionsanstoß gemeint war, wurde jedoch auch konzidiert: »Dass [in der Diskussion der Kommunikations- und Medienwissenschaften] die Ränder unscharf bleiben, muss kein Manko sein, es entspricht vielmehr dem dynamischen Wandlungsprozess des Feldes« (Wissenschaftsrat 2007, 7; vgl. auch die zahlreichen Kommentare dazu im Rahmen der Jahrestagung 2007 der Gesellschaft für Medienwissenschaft, vgl. GfM 1; vgl. Bergermann 2007).

Auch der Text von Knut Hickethier aus den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft* mit dem programmatischen Titel »Das ›Medium‹, die ›Medien‹ und die Medienwissenschaft« (1988) behandelt die Spannung zwischen disziplinärer Stabilisierung, infradisziplinärer Binnendifferenzierung und interdisziplinärer Öffnung bzw. Versammlung:

»Die Vielfalt der einzelnen, meist individuellen medienwissenschaftlichen Anfänge drängt [...] nach einer Konsolidierung eines Fachs, das sich seiner Gegenstände und Methoden noch nicht sicher ist. Dennoch gibt es auch eine nun schon bald zwanzigjährige (!) Entwicklung dessen, was sich Medienwissenschaft nennt oder sich doch dazu zählt« (ebd., 51).

Besonders wichtig ist Hickethiers Hinweis (vgl. ebd., 55), dass der Versuch, die systematische Kohärenz der Medienwissenschaft aus einem zuvor definierten ›System der Medien‹ zu deduzieren, sowohl epistemisch als auch institutionell zum Scheitern verurteilt ist (Hickethier kritisiert hier Werner Faulstichs Ansatz, vgl. auch Faulstich 2004). Dies gilt schon,

weil sich das Feld der Medien fortlaufend verschiebt und ändert, weswegen eine Einhegung der Wissenschaft die Forschung eher blockiert: »Die Bildung eines Systems mit überschneidungsfrei sich voneinander abgrenzenden Subsystemen, das ein konsensfähiges Ordnungsgefüge für die Wissenschaft stiftet und das zugleich Forschungsimpulse gibt, erscheint [...] nicht möglich« (Hickethier 1988, 56).

Er vermutet weiterhin: »Die wachsende Gegenstandsweite wird dazu führen, daß sich innerhalb der Medienwissenschaft Teildisziplinen verselbständigen« (ebd., 57). Schließlich betont er aber auch: »Neben einer sich verselbständigenden Medienwissenschaft wird es dennoch auch weiterhin eine Medienforschung in den verschiedenen anderen Disziplinen geben und geben müssen« (ebd., 65). Diese Medienforschung in den Nachbardisziplinen kann dann einerseits als Schnittstelle zur Medienwissenschaft fungieren, sie kann aber andererseits auch drohen, sie überflüssig zu machen. Hickethier schlägt deshalb eine Lösung vor, die zwischen Verselbständigung und interdisziplinärer Verbindung vermittelt: »Die Erforschung der Medien muß immer auf dem Stand der neuesten fachwissenschaftlichen Methoden und Ergebnisse sein. Verselbständigung und Integration in den [sic] bestehenden Wissenschaften sind deshalb notwendig« (ebd., 66).

Die Medienwissenschaft, ihre Binnenstruktur, ihre Institutionalität und ihre Medialität

Die ›Verselbständigung von Teildisziplinen‹ scheint Realität geworden zu sein, wenn auch auf differenzierte Weise: Während ältere Disziplinen wie die Filmwissenschaft ihre relative Autonomie innerhalb der Medienwissenschaft behalten (wobei immer auch diskutiert wird, ob die Filmwissenschaft nicht eine eigene Disziplin außerhalb der Medienwissenschaft ist), kristallisieren sich andere Felder neu heraus. So laufen etwa viele am Klang orientierte Forschungen (oft im Dialog mit der Musikwissenschaft) unter dem Titel ›Sound Studies‹. Diese Beispiele sind nicht zufällig gewählt: Sie orientieren sich an den Arbeitsgruppen, die sich innerhalb der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM), dem Dachverband der kulturwissenschaftlich orientierten Medienwissenschaft, herausgebildet haben (s. Kap. I.3). Gegenwärtig (Anfang 2014) gibt es 17 solcher Arbeitsgruppen mit Namen wie »Filmwissenschaft« oder »Audi-

tive Kultur und Sound Studies« (vgl. GfM 2). Die Website der GfM hält fest:

»Die Arbeitsgruppen der GfM stellen das eigentliche Zentrum der Gesellschaft dar: hier werden die Fachbereiche definiert, die die Gesellschaft ausmachen, hier finden – z. B. in den von den AGs ausgerichteten Panels während der Jahrestagungen – die inhaltlichen Auseinandersetzungen statt, hier werden wesentliche Grenzziehungen zu anderen Fachgesellschaften vorgenommen«.

Einerseits kann man die vieldiskutierte (und teilweise befürchtete) Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft gut an diesen Gruppen ablesen, andererseits werden mit ihnen auch ihre Grenzen zu den mit ähnlichen Problemen befassten Nachbardisziplinen abgesteckt. Eine Disziplin erschließt sich wesentlich über ihre institutionelle Rahmung (weswegen man auf der Website der GfM ja auch Selbstverständigungspapiere findet) oder – um es medienwissenschaftlich genauer zu formulieren – über ihre medialen Performanzen, also z. B. über Websites, die zugleich ihre Binnendifferenzierung wie die Mechanismen ihrer Grenzziehungen ausstellen und anschlussfähig halten.

Zugleich zeigt die Liste (zur Liste, s. u.) der Arbeitsgruppen eine gewisse kategoriale Heterogenität. So stehen Arbeitsgruppen, die sich auf ein technisches Medium beziehen (z. B. ›Filmwissenschaft‹ und ›Fotografieforschung‹ – interessant ist hier bereits der Unterschied der Selbstbeschreibung als ›Wissenschaft‹ einerseits und als ›Forschung‹ andererseits), neben solchen, die sich auf ökonomische (›Medienindustrien‹), kulturelle (›Populärkultur und Medien‹, ›Gender/Queer Studies und Medienwissenschaft‹) oder disziplinäre Aspekte (›Medienphilosophie‹) beziehen. Das zeigt keineswegs einen Mangel an, sondern verdeutlicht, dass sich die Entwicklung einer Wissenschaft – und die Medienwissenschaft ist keine so junge Wissenschaft mehr – in heterogenen Schüben und Verzweigungen vollzieht.

Auch die tabellarische Aufstellung im Strategiepapier »Kernbereiche der Medienwissenschaft« (Gesellschaft für Medienwissenschaft 2008), die gleichsam das Feld der Medienwissenschaft umreißt, versammelt eine heterogene Vielfalt (vgl. auch Schmidt 2002, 55). Dies festzustellen, bedeutet keineswegs in »typischer Manier die Heterogenität der Forschung [zu] feiern«, wie Geert Lovink (2011, 168) in einem kritisch gegen die ›Medienwissenschaft‹ gerichteten Text bemerkt, sondern lediglich das Offenkundige zu benennen.

Die in der kurzen Betrachtung der GfM-Website anklingende Rolle von Institutionen wie der GfM und ihrer Arbeitsgruppen bzw. ihrer medialen Präsentationen und Infrastrukturen lenkt den Blick auf die – wie man sagen könnte – *materielle Kultur der Disziplinenbildung und -stabilisierung* selbst. Schon daher ist die Forderung Hickethiers (2003, 134) – »Medienwissenschaft muss sich verbandspolitisch stärker artikulieren« – der Disziplin gegenüber keineswegs äußerlich oder sekundär. In diesem Sinne ist es ein großer Erfolg, dass die GfM in den letzten Jahren so viele Mitglieder aufnehmen konnte, dass deren Zahl die der Mitglieder des kommunikationswissenschaftlichen Fachverbands, der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikation (DGPK), deutlich übersteigt. Auch dies ist kein Anzeichen für das gelegentlich befürchtete bevorstehende Verschwinden der Medienwissenschaft (vgl. Jungen 2013).

Ein anderes Beispiel für die Institutionalität der Disziplin wären die Institute (oder die Departments, ›Teams‹ und, wie im Falle Weimars, die Fakultät) für Medien bzw. Medienwissenschaft an den deutschsprachigen Hochschulen. Institute für Medienwissenschaft entwickeln bezüglich der Denominationen ihrer Professuren in der Regel eine Ausdifferenzierung, die bestimmte Aspekte der Ausdifferenzierung des Fachs abbildet und damit zugleich stabilisiert. Allerdings ist auch zu beobachten, dass schrumpfende Etats bei gleichzeitig ›wachsender Gegenstandsbreite‹ (Hickethier) zur Ausschreibung immer generalistischer angelegter Professuren führt (›Die bzw. der zu Berufende soll das Fach in seiner ganzen Breite in Forschung und Lehre vertreten‹), weil für die institutionelle Binnendifferenzierung nicht genug Mittel vorhanden sind.

Schließlich sind drittmittelgeförderte Großforschungseinrichtungen wie DFG-Sonderforschungsbereiche (SFB) oder DFG-Graduiertenkollegs für die Herausbildung einer Disziplin wichtig. Sie heben bestimmte Fragen und Begriffe heraus, realisieren mehr oder weniger erfolgreiche interdisziplinäre Versammlungen, rekrutieren Nachwuchs und bestimmen nicht zuletzt durch ihren, teilweise schon quantitativ, aber auch oft qualitativ verblüffenden Publikations-Output in erheblichem Maße die mediale Performanz der Disziplin. Der Erfolg der Medienwissenschaft seit Mitte der 1990er Jahre war darum nicht zufällig begleitet von verschiedenen SFBs (›Bildschirmmedien‹ und ›Medienumbrüche‹ in Siegen; ›Medien und kulturelle Kommunikation‹ in Köln) oder den Graduiertenkollegs (›Intermediali-

tät: in Siegen; ›Automatismen‹ in Paderborn; ›Mediale Historiographien‹ in Weimar etc.).

›Dynamik‹ ist eines der häufigsten Wörter auf der Website der GfM: von der ›Dynamik und Vielgestaltigkeit der gegenwärtigen Medienwissenschaft‹, der ›dynamischen Entwicklung des Fachs‹ ist die Rede; es heißt: »Zugleich haben sich sowohl die Medien selbst als auch die Medienwissenschaft innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte äußerst dynamisch entwickelt. Bereits einige kurze Stichworte zur Genese des Faches: [sic] Medienwissenschaft können diese Dynamik verdeutlichen.« Doch scheint es, dass die Dynamik zwischen disziplinärer Stabilisierung, infradisziplinärer Binnendifferenzierung und interdisziplinärer Öffnung bzw. Versammlung (mit dem Resultat ggf. transdisziplinärer Fragestellungen) mitnichten spezifisch für die ›Medienwissenschaft‹ ist. Ohne dass hier die umfangreiche Diskussion zur Theorie der Disziplinarität und Interdisziplinarität auch nur umrissen werden könnte, sei auf einen bemerkenswerten Aufsatz von Robert Post (2009) verwiesen, der nicht nur einen hilfreichen Überblick zum Thema gibt, sondern zwei hier besonders relevante Punkte betont.

(1) *Erstens* artikuliert sich in der oben skizzierten Debatte um die Medienwissenschaft ein deutlich sichtbarer Wunsch nach disziplinärer Homogenität, einem »Zuschnitt« (Jungen 2013), einer »breit durchgesetzten Epistemologie« (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 7), einer »integralen Medienwissenschaft« (Tholen 2003, 38 f.), der »Medienwissenschaft als Einzeldisziplin mit fest umrissenen Inhalten, Methoden und Aufgaben« (Rusch 2002a, 7), einer »integrative[n] Form« (Rusch 2002b, 71) sowie einer »Medienwissenschaft [...] als einheitliche[r] Disziplin« (Viehoff 2002, 13), einer »Zentrierung einer Begrifflichkeit, die ihr Feld im Kreis der Wissenschaften einsichtig beschreibt« (Schanze 2002a, v), einer »einheitliche[n] Epistemologie« (Schanze 2002b, 260). Post (2009, 751) unterstreicht in anderem Zusammenhang, dass dies charakteristisch für *alle* Disziplinen ist und als regulative Idee im Sinne Kants verstanden werden kann (auch wenn es Disziplinen geben mag, in denen Einheitlichkeit leichter zu erreichen scheint als in anderen, vgl. Leschke 2003, 75). Die gewünschte disziplinäre Einheit bleibt ein erstrebenswertes Ideal, ein Stachel, der Selbstverständigungsdebatten motiviert – aber letztlich unerreichbar. Denn de facto stellt sich die Lage anders dar:

»And yet, of course, most of us realize that the ›notion of disciplinary unity is triply false: minimizing or denying differences that exist across the plurality of specialties

grouped loosely under a single disciplinary label, undervaluing connections across specialties of separate disciplines, and discounting the frequency and impact of cross-disciplinary influences« (Post 2009, 751; er zitiert Klein 1993, 190).

Ob der Versuch, die Spannung zwischen disziplinärer ›Zentrierung‹ (Schanze) und infra- wie interdisziplinärer Zerteilung durch das Konzept der regulativen Idee aufzulösen, gelungen ist oder nicht, sei dahingestellt. Jedenfalls scheint diese Spannung nicht ein ›Problem‹ der Medienwissenschaft allein zu sein. Sie ist konstitutiv für die Disziplinarität von Disziplinen überhaupt (zum Begriff der ›Disziplinarität‹ vgl. Messer-Davidow/Shumway/Sylvan 1993).

(2) *Zweitens* unterstreicht Post die oben schon angedeutete Materialität der Disziplinen, und zwar im (weiteren) institutionellen – »Questions of disciplinary are [...] frequently entangled with questions of departmental politics« – und im (engeren) medialen Sinn: »Disciplinary publications are important gatekeepers of disciplinary norms« (Post 2009, 753). Ohne dass dies hier detailliert entfaltet werden könnte, zeigt schon der obige Hinweis auf die Website der GfM, die die Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft präsentiert und Anschlüsse an die alten oder Optionen für neue Differenzierungen einräumt, die eminente Rolle solcher Medien und ihrer organisatorisch-institutionellen Einbindungen für die Performanz einer Disziplin. Gerade aus Sicht der Medienwissenschaft, wenn deren »einzig konsensfähige[r] Schlachtruf [...] *The Medium is the Message*« (Grampp 2011, 184; Herv. i.O.) lautet, muss das zentral sein. Wie Pias (2011, 23) generell bemerkt: »Jedes Nachdenken über Medien ist eben selbst Teil einer kontingenten Mediengeschichte.«

- So kann schon die Emergenz der Medienwissenschaft überhaupt als Effekt der Medienentwicklung beschrieben werden. Vor allem müssen die universitären Disziplinen irgendwann auf die unüberhörbar werdenden Mediendiskurse (vgl. Kümmel/Löffler 2002; vgl. Filk 2009, 20), auf die öffentliche Problematisierung der Medien reagieren. Mit dem Aufkommen der Massenpresse entstand um 1916 zunächst die Zeitungswissenschaft (als Abspaltung von der Wirtschaftswissenschaft). Die erste Welle einer – dann auch so genannten – Medienwissenschaft hängt mit der immer wichtigeren Rolle von Film und v. a. Fernsehen seit den 1960er Jahren zusammen (vgl. z. B. Hickethier 1988, 59). Der zweite große Schub, der Medienwissenschaft als Studienfach unabweisbar machte, ist wohl auf die Ausbreitung des Compu-

ters und der digitalen Medien seit Beginn der 1990er Jahre zurückzuführen (vgl. Tholen 2003, 37). Die verschiedenen ›generationellen Schübe‹ (vgl. Pias 2011, 7–11) der Medienwissenschaft sind also auch Medienumbrüche.

- Sodann bedient sich die Medienwissenschaft technischer Medien, um ihre Gegenstände zu konstituieren. Paech (2011) unterstreicht etwa in seiner historischen Darstellung immer wieder die Rolle, die der Videorecorder (aber auch der Fotokopierer, vgl. ebd., 38 f. und Mort 1989) als Bedingung der Möglichkeit sowohl für Theater-, Film-, und Fernsehwissenschaft einnahm – ein Gedanke, der mindestens bis Schanze (1972) zurückgeht.
- Schließlich benötigt die Medienwissenschaft bestimmte Medien, um als (Inter-)Disziplin zu existieren. Zeitschriften wie die *Zeitschrift für Medienwissenschaft* sind selbst mediale (und serielle, vgl. Csizsar 2012) Performanzen der Medienwissenschaft (vgl. Filk 2009, 31 und 162 f.). Die allzu oft problematisierte Binnendifferenzierung der Medienwissenschaft ist so gesehen auch *Effekt* ihrer vorgängigen institutionellen Stabilisierung. Mit dieser Stabilisierung entstehen neue Stellen, neue Dissertationen, Tagungen sowie eine große Menge an Publikationen, wie z. B. Monographien, neue Zeitschriften oder Sammelbände. Die dadurch auftretende Vergrößerung und Ausdifferenzierung des Wissens destabilisiert nun wiederum die Einheit der Disziplin (bis möglicherweise neue Institutionalisierungen greifen, und so weiter): »Unidisciplinary competence is a myth, because the degree of specialization and the volume of information that fall within the boundaries of a named academic discipline are larger than any individual can master« (Klein 1993, 188). Das ist ein ›Problem‹, das durch die weitere Akkumulation von Information durch immer neue (und speicher- wie distributionsmächtigere) mediale Performanzen, z. B. in *Digital Humanities* oder *E-Humanities*, nicht kleiner, sondern größer wird. Auch in diesem Sinne ist die u. a. von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (vgl. Jungen 2013) behauptete Krise der Medienwissenschaft tatsächlich eine »Krise des Erfolgs« (Pias 2011, 15; vgl. zu disziplinären Krisen auch Klein 1993, 198 f.) – hier aber eines medientechnischen ›Erfolgs‹, der alle Disziplinen fundamental affiziert.

Nach diesen Überlegungen stellt sich nun deutlicher die Frage: Welche Rolle spielt bei all dem ein ›Handbuch Medienwissenschaft‹?

Das Medium ›Handbuch‹

»Whereas classics remind us of our origins and may not be immediately relevant, handbooks are there to orient research here and now. It is the *Weltanschauung* of handbooks that, in this sense, seems to reflect more directly what is considered of prime importance in the field at the present« (Malmberg 2005, 28). Handbücher sind neben den von Malmberg genannten ›Klassikern‹ und neben Einführungen (s. Kap. I.4; vgl. Pias 2011, 21) mediale Performanzen, die teilhaben an der Produktion der Disziplin, ihrer Selbstbeschreibungen und Genealogien. Sie sind Teil von *Kanonisierungsprozessen* (zu diesem komplexen Feld vgl. nur Kollmar-Paulenz 2011). Malmberg unterstreicht, dass Handbücher einen Gegenwartsbezug haben, den Stand der Dinge zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichsam zu arretieren versuchen, um, so Malmberg, die Forschung zu orientieren. Nach den obigen Überlegungen zur Disziplinarität fordert die unaufhörlich beschworene turbulente ›Dynamik‹ der Medienwissenschaft geradezu ein vorübergehendes Innehalten mit Anspruch auf mittelfristige Haltbarkeit, eine Präsentation der heterogenen und zerklüfteten Textur der Disziplin. Für Einführungskurse im Bachelorstudium, aber auch zum Einstieg in vertiefende Seminare im Masterstudium verspricht eine solche Orientierung hilfreich zu sein. Ein Handbuch ist in diesem Sinne eine Art Karte für ein unübersichtliches Gelände. Ein Ansatz dazu war das 2002 erschienene, von Helmut Schanze herausgegebene *Metzler Lexikon Medientheorie/Medienwissenschaft*. Zwölf Jahre voll wirbelnder ›Dynamik‹ sind seither vergangen, weshalb die Herausgabe dieses, ganz anders angelegten Handbuchs unvermeidlich schien.

Wie sollte nun ein Handbuch binnenstrukturiert sein – zumal wenn es um die ›dynamische‹ Medienwissenschaft, jenes »kaum noch auf den Begriff zu bringende Konglomerat« (Jungen 2013), geht? Hickethier warnte schon früh:

»Eine Systematik der Medien der Gegenstandskonstitution einer Wissenschaft zugrundelegen zu wollen, widerspricht [...] dem Prinzip einer dynamischen Wissenschaftskonzeption, weil sie zwangsläufig zur Festbeschreibung eines Gegenstandskanons führt, der dann aufgrund eines vorher festgelegten Systems nur noch auszufüllen ist. [...] Einer solchen Fixierung stünden [...] die rapiden Veränderungen, denen die Medien selbst unterworfen sind, ebenso wie der Wandel der Erkenntnisinteressen der Wissenschaften selbst entgegen« (1988, 56).

Ein Aufbau gemäß einer vorher festgelegten, aus ›ersten‹ Prinzipien deduzierten Systematik scheint also

fragwürdig und zweckwidrig, weil sie – statt die Lage abzubilden – hochgradig exkludierend wirken kann. Im Extremfall kommt es so weit, dass bestimmte Positionen als »irrational, ›Unsinn‹, krankhaft oder als bloßes Geschwafel« ausgeschlossen werden, wie Faulstich (2004, 14f.), andere Autoren paraphrasierend, bemerkt. So zieht Faulstich denn auch eine Grenze zwischen ›Medientheorien‹ und ›Pseudo-Medientheorien‹ – eine Grenzziehung, die zwar ein legitimes Ergebnis von Einführungen und Überblicksdarstellungen sein kann, aber eben auch exkludierend ist. Eine der Positionen, die von Faulstich als ›Pseudo-Medientheorie‹ bezeichnet wird, ist die Medienarchäologie Friedrich Kittlers. Nun mag man zu Kittlers Werk stehen wie man will, aber im Jahr 2004 einen schulbildenden Ansatz, der noch in der Abwehr eine ganze Reihe wichtiger Forschungen hervorgebracht hat, zu exkludieren, ist zumindest fragwürdig.

Ebenso unhaltbar ist es, eine von Vorannahmen freie Beschreibung dessen, was ist, zu behaupten. Die Herausgabe eines Handbuchs ist ein notwendig situiertes Unterfangen, das selbst wenn man kein vorgängiges System oder Raster über die vorfindliche Situation legen will, unweigerlich zu blinden Flecken und Auslassungen führt (wofür der Herausgeber hier bereits um Entschuldigung bittet). Schon 1988 hieß es im Vorwort zu den *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*: »Darin liegt ein ›Credo‹ dieser Aufsatzsammlung: daß es der Fachentwicklung gut tut, nicht mehr unter Hinweis auf die Dynamik [!] und Ungefestigkeit der Disziplin davon auszugehen, daß einstweilen alles gleichermaßen richtig, alles gleichermaßen produktiv, alles gleichermaßen berechtigt sei« (Bohn/Müller/Ruppert 1988b, 8). Aber wiederum stellt sich die Frage: Nach welchen Kriterien kann man ausschließen, was ›nicht richtig‹ ist? Welche Schwerpunkte sollte man setzen? Welches Gremium entscheidet darüber? Offensichtlich sind gewisse Ansätze in den Augen mancher (oder schlicht durch die Menge der sich darauf beziehenden Texte) sehr ›produktiv‹, während sie von anderen als irrelevant eingestuft werden.

Es scheint mithin keine Alternative zu einem nur leicht systematisierten, unvermeidlich situierten Überblick zu geben (vgl. auch Leschke 2003, 69). Das ist die vielleicht unbefriedigende, nach Auffassung des Herausgebers aber integerste Art, mit einem letztlich nicht lösbaren Problem umzugehen. In diesem Sinne folgt das vorliegende Handbuch einer Anregung Bruno Latours. Er versucht, die scheinbar sich aufrängende »Wahl [...] zwischen Gewißheit und Durcheinander, zwischen der Willkürlichkeit

irgendeiner a priori zu treffenden Entscheidung und dem Morast endloser Unterschiede« (2007, 62) zu umgehen und stattdessen eine Liste von Kontroversen aufzustellen (vgl. ebd., 55f.; zur medialen Form der Liste, die offenkundig auch – aber nicht nur – dieses Handbuch strukturiert vgl. Stäheli 2011): »Um etwas Ordnung zurückzugewinnen, besteht daher die beste Lösung darin, Verbindungen *zwischen* den Kontroversen zu ziehen, anstatt zu versuchen zu entscheiden, wie eine bestehende Kontroverse zu klären wäre« (Latour 2007, 45; Herv. i.O.).

Aufbau dieses Handbuchs

So gliedert sich das vorliegende Handbuch entlang einer Liste von ›dynamischen‹ Kontroversen, die man in die Felder der Kontroversen um die theoretische Modellierung, also »Medientheorien« (Teil II), der Kontroversen um die Gegenstände, also »Einzelmedien« (Teil III), und der Kontroversen um die Grenzen des disziplinären Feldes selbst, also »Schnittstellen« (Teil IV), ordnen kann.

Teil I, welcher das Handbuch eröffnet, enthält zwei Beiträge, die sich aus der oben erläuterten disziplintheoretischen Diskussion fast zwangsläufig ergeben: einen zu den Fachgesellschaften sowie einen als Überblick über einige (nicht alle) Einführungen in die Medienwissenschaft und zur Frage, wie diese das disziplinäre Feld segmentieren und formatieren. Zur ersten Orientierung finden sich in Teil I zudem zwei Beiträge, die eine historische Übersicht über den Medienbegriff einerseits und die Medienwissenschaft andererseits bieten.

In Teil II geht es um eine Reihe teils sich überlappender, teils sich ignorierender und teils in offenem Konflikt miteinander liegender Felder, die von bestimmten – durch keine Metasystematik zu vereinheitlichenden – Theoriesprachen und Begriffsapparaten strukturiert werden und denen lediglich gemeinsam ist, den Begriff des Mediums zu umkreisen, der sich dabei in seiner ganzen Heterogenität zeigt (zum Medienbegriff s. Kap. I.1; vgl. außerdem u. a. Knilli 1979; Kümmel-Schnur 2008). Man könnte sagen, dass es sich hier um verschiedene Varianten allgemeiner Medientheorien handelt, die je verschiedene medienanalytische Methoden vorschlagen. Die Heterogenität des Medienbegriffs wird immer wieder beklagt, so z. B. von Schmidt (2002, 56), der die Heterogenität der Medienforschung auf die verschiedenen Medienbegriffe zurückführt; allerdings hat auch seine Synthese keinen Konsens darüber er-

zielen können (zur Heterogenität des Gegenstandsbereichs der Medienwissenschaft im Vergleich zur Literaturwissenschaft vgl. Leschke 2003, 75). Jedoch ist *erstens* unklar, wie eine Homogenisierung des Begriffs ohne – frei nach Foucault – medienwissenschaftliche Diskurspolizei gelingen sollte; und *zweitens* könnte es durchaus sein, dass die beklagte Heterogenität und die regulative Idee, sie irgendwann zugunsten einer konsensuellen Einheit aufzuheben, der Grund für die Produktivität dieser Diskussion und das Movens der medienwissenschaftlichen Forschung ist (vgl. Engell/Vogl 2002, 10).

Daher findet man ähnliche Strukturen auch in anderen Disziplinen: Die Kommunikationswissenschaft etwa scheint »arge Identitätsprobleme« zu haben und ist »weit davon entfernt [...], über eine ›klare, einhellig akzeptierte Definition‹ [...] ihres Zentralbegriffs ›Kommunikation‹ zu verfügen« (Maletzke, zit. in Schmidt 2002, 60). Vielleicht ist das ›Medium‹ frei nach Star und Griesemer (1989) ein ›boundary object‹, d. h. ein diskursives Element, das aus verschiedenen Richtungen besetzt werden kann und gleichwohl einen minimal-homogenen Kern besitzt (›in der Mitte sein‹ im allgemeinsten Sinn) und gerade daher ein Forschungsfeld zusammenhalten wie ausdifferenzieren kann: »[W]e find that scientific work neither loses its internal diversity nor is consequently retarded by lack of consensus. Consensus is not necessary for cooperation nor for the successful conduct of work« (ebd., 388; siehe auch 393 zur Definition von ›boundary object‹; vgl. auch Galison 1997, 781, der betont, dass es die »disunity« ist, welche die Stärke einer Wissenschaft ausmachen kann; vgl. auch Wissenschaftsrat 2007, 11).

Dabei scheinen einige der dargestellten ›allgemeinen Medientheorien‹ näher am Kern der Medienwissenschaft zu liegen und in diesem Sinne ›genuine‹ Medientheorien zu sein. Andere sind offensichtlich ›fremden‹ Disziplinen entlehnt (zu ›Derivaten‹ und ›Interpretationen‹ vgl. Leschke 2003, 69 f.). Mit beiden Theorietypen (und ihren Schnittmengen) wird gearbeitet. Auf der Website der GfM ist zu lesen, dass Medienwissenschaft eine »Theorie der Medien« erarbeitet, »die unter Rückgriff auf Forschungen in anderen Disziplinen die Merkmale des Medialen/der Medialität im Allgemeinen zu bestimmen versucht« (vgl. GfM 3; angezeigt scheint aber der Plural ›Theorien der Medien‹). Daher werden die Theorien in diesem Handbuch nicht künstlich hierarchisiert, sondern immer wieder Verbindungen *zwischen* den Kontroversen aufgezeigt (auch übergreifend zwischen den Teilen I–IV).

Teil III umfasst eine (zweifelsohne selbst kontroverse) Liste von ›Einzelmedien‹, ohne diese Liste einer vorgängigen Systematik (wie sie Hickethier zu Recht schon 1988 verworfen hat) zu unterstellen. Es werden knappe historische Abrisse der Entwicklung des jeweiligen Mediums (mit Verweisen auf die entsprechende Literatur) gegeben sowie Darstellungen der an sie anknüpfenden speziellen Einzelmedientheorien und der von ihnen vorgeschlagenen medienanalytischen Methoden. Manche der Medien sind etabliert bzw. zentral und in diesem Sinne wieder ›genuin‹, andere sind eher randständig oder abwegig. Auch hier sollten Vorentscheidungen bei der Auswahl reduziert werden, und auch hier spielen Verbindungen zwischen den Einzelmedien bzw. Einzelmedientheorien eine wichtige Rolle. Angesichts ihrer drastisch gestiegenen Bedeutung wurde den digitalen Medien (in ihren verschiedenen Ausformungen) besonderer Raum eingeräumt. Gerade mit Blick auf die aktuellen Abhörskandale und die Frage nach der sicheren Verschlüsselung von Daten schien ein Ausblick in die Zukunft der Quantencomputer und der Quantenkryptographie lohnenswert.

Während Teil II und III auf die disziplinäre Binnendifferenzierung (in steter Spannung zu Versuchen ihrer Homogenisierung) bezogen werden können, listet Teil IV eine Reihe von »Schnittstellen zu Nachbardisziplinen« auf, wie es in dem GfM-Papier »Kernbereiche der Medienwissenschaften« heißt. Das Papier führt aus:

»In der interdisziplinären Zusammenarbeit entstanden zudem spezifische Theorieentwicklungen und Beschreibungsmodelle wie etwa in den Bereichen der Medieninformatik, des Medienrechts, der Medienwirtschaft, der Medienethik, der Medienpädagogik und der Medienpsychologie. Diese Theorieansätze haben dabei z. T. eine eigenständige interdisziplinäre Methodologie entwickelt, deren Verknüpfung ertragreiche Forschungsperspektiven eröffnet hat« (Gesellschaft für Medienwissenschaft 2008).

Teil IV knüpft an diese Anregung an und listet eine Reihe von solchen Schnittstellen zu Nachbardisziplinen auf. Denn auch andere Disziplinen haben analog zur Medienwissenschaft und deren »integrale[r] Transdisziplinarität« (Leschke 2003, 71) vergleichbare Fragen nach den Medien bzw. der Medialität entwickelt. Das gilt auch für »shadow disciplines« (Chandler 2009, 737) bzw. ›Undisziplinen‹ (vgl. Mitchell 2003, 40) wie die Visual Culture, Gender Studies, Cultural Studies oder Postcolonial Studies. Manchmal wurden sie durch die Medienwissenschaft dazu angeregt oder befinden sich in aktiver

Kooperation mit ihr. Manchmal entstehen aus den Berührungen neue Felder.

Die Schwierigkeiten der Gliederung des heterogenen Feldes der ›Medienwissenschaft‹ oder der ›Medienwissenschaften‹ zeigen sich deutlich an der Entscheidung, die Theaterwissenschaft in den Schnittstellen unterzubringen, während die Filmwissenschaft im Beitrag zum Einzelmedium ›Film‹ in Teil III auftaucht. Grundlage dieser Entscheidung war die Tatsache, dass es eine eigene Gesellschaft für Theaterwissenschaft gibt (<http://www.theater-wissenschaft.de/>), die Filmwissenschaft aber als AG innerhalb der GfM vertreten ist. Auch kann man sich fragen, warum das Kapitel über die Schnittstelle zur Politikwissenschaft eben ›Politikwissenschaft‹ heißt und nicht ›Medienpolitologie‹ – in strenger systematischer Symmetrie zur Schnittstelle zur Soziologie, die ›Mediensoziologie‹ genannt wurde. So traurig unsystematisch es ist: Der Begriff ›Mediensoziologie‹ ist etabliert, der Begriff ›Medienpolitologie‹ hingegen ist nicht eingeführt. Viele vergleichbare Entscheidungen mussten getroffen werden.

Abschließend bleibt zu erwähnen, dass dieses Handbuch einen klaren Schwerpunkt auf die deutschsprachige Diskussion legt, ohne dabei aber den Blick in die europäischen Nachbarländer, die USA und teilweise auch andere Teile der Welt ganz zu vernachlässigen (zu diesem Problem vgl. Malmberg 2005). Dies soll nicht abermaliger Ausdruck eines ›deutschen Sonderwegs‹ der Medienwissenschaft sein (vgl. Pias 2011, 14 f.; vgl. Hickethier 2003, 134, der die prinzipielle Internationalität der Medienwissenschaft betont), obwohl die ›kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft‹ und die eigentümliche Spaltung in Medien- und Kommunikationswissenschaft eher ein Phänomen des deutschsprachigen Raums sind. Vielmehr ist dies erneut der medialen Tatsache des begrenzten Informationsgehaltes einer gedruckten Publikation geschuldet. Es muss hier der Hinweis auf die zahlreichen Überblicksdarstellungen zur amerikanischen, britischen, französischen etc. Debatte genügen (vgl. u. a. Downing 2004; Durham/Kellner 2009; Kolker 2008; Nerone 2013). Allerdings hat die starke Rezeption bestimmter deutscher Positionen (etwa Friedrich Kittlers) z. B. in den USA in den letzten Jahren wiederum dafür gesorgt, den Sinn für die Eigenständigkeit und Bedeutung der ›kulturwissenschaftlichen Medienwissenschaft‹ zu stärken.

Fazit

Bei allen Schwierigkeiten der Definition und der Gliederung der ›Medienwissenschaft‹ ist dieses Handbuch ein eindeutiges Plädoyer für eine eigenständige medienwissenschaftliche oder medienkulturwissenschaftliche Disziplin. Das Papier des Wissenschaftsrats betont »die Universalität des Medialen: der Umstand, dass es ohne Medien keine Kommunikation und ohne Kommunikation keine Gesellschaft, keine Kultur, keine Ökonomie geben kann« (2007, 11). *The medium is the message*. Solange die gesellschaftliche Selbstbeschreibung so zentral um Medien orientiert bleibt, solange Medien ein wichtiges ›Problem‹ sind (inklusive der möglichen zukünftigen Einführung eines Medienfachs an den Schulen), solange wird die Medienwissenschaft unverzichtbar bleiben. Und ihre Heterogenität ist zunächst »einfach die Form, in welcher Wissenschaften auf die Komplexität von Welt reagieren« (ebd.). Insofern sich die Medialität der Welt ständig verändert, erweitert und verkompliziert, steht kaum zu erwarten, dass die »Medienwissenschaft [...] sich als historisch relativierte [begriff] und [...] zu gegebener Zeit zielstrebig [...] die eigene Auflösung [...] betreiben« wird (Faulstich 1979, 18, der bereits 1979 betonte, dass eine solche Entwicklung absehbar wäre). Vielmehr stellt die Medienwissenschaft »offenbar ein Milieu dar, in dem Erfindungen gedeihen« (Leschke 2003, 76), was doch überaus erfreulich ist.

Danksagung

Der Herausgeber dankt dem Metzler Verlag für die Anfrage, dieses Handbuch zu realisieren sowie für die großzügige personelle und logistische Unterstützung. Besonderer Dank gilt Frau Ute Hechtfisher, ohne deren so freundliche wie geduldige Kompetenz das Projekt nicht zu machen gewesen wäre. Ebenso unmöglich wäre es ohne Simon Ruschmeyer und Elisabeth Walke gewesen, welche die Erstellung des Handbuchs unermüdlich unterstützt haben. Es sei allen Autorinnen und Autoren gedankt für ihre hervorragenden Beiträge und für die Geduld mit unserem Lektorat, unseren Nachfragen und unserer Kritik. Ich danke Frau Martina Busse und Frau Rosemarie Klein für Korrekturen und allen, die die Einleitung nochmals kritisch gelesen haben. Am Ende trage ich allein für alle Fehler, Auslassungen und Mängel die Verantwortung.

Literatur

- Bergemann, Ulrike: Media mainstreaming? Zur Debatte um das Papier des Wissenschaftsrats zur Forschung und Lehre in den Kommunikations- und Medienwissenschaften. In: *Medienwissenschaft Rezensionen/Reviews* 4 (2007), 390–399.
- Böhme, Hartmut/Matussek, Peter/Müller, Lothar: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg 2007.
- Bohn, Rainer/Müller, Eggo/Ruppert, Rainer: *Ansichten einer künftigen Medienwissenschaft*. Berlin 1988a.
- Bohn, Rainer/Müller, Eggo/Ruppert, Rainer: Die Wirklichkeit im Zeitalter ihrer technischen Fingierbarkeit. In: Dies. 1988b, 7–28.
- Chandler, James: Introduction: Doctrines, disciplines, discourses, departments. In: *Critical Inquiry* 35/4 (2009), 729–746.
- Csiszar, Alex: Serialität und die Suche nach Ordnung. Der wissenschaftliche Druck und seine Probleme während des späten 19. Jahrhunderts. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 7/2 (2012), 19–46.
- Downing, John (Hg.): *The SAGE Handbook of Media Studies*. Thousand Oaks, CA 2004.
- Durham, Meenakshi Gigi/Kellner, Douglas M. (Hg.): *Media and Cultural Studies: Keyworks*. Hoboken 2009.
- Engell, Lorenz/Vogl, Joseph: Vorwort. In: Dies. u. a. (Hg.): *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*. Stuttgart 2002, 8–11.
- Faulstich, Werner: Einleitung. Thesen zum Verhältnis von Literaturwissenschaft und Medienwissenschaft. In: Ders. (Hg.): *Kritische Stichwörter Medienwissenschaft*. München 1979, 9–25.
- Faulstich, Werner (Hg.): *Grundwissen Medien*. München 2004.
- Filk, Christian: *Episteme der Medienwissenschaft. Systemtheoretische Studien zur Wissenschaftsforschung eines transdisziplinären Feldes*. Bielefeld 2009.
- Foucault, Michel: Nietzsche, die Genealogie, die Historie. In: Ders.: *Von der Subversion des Wissens*. Frankfurt a. M. 1993, 69–90.
- Galison, Peter: *Image and Logic. A Material Culture of Microphysics*. Chicago 1997.
- Gesellschaft für Medienwissenschaft: *Kernbereiche der Medienwissenschaft* (2008), http://www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/webcontent/files/Gfm_MedWissKernbereiche2.pdf (11.01.2014).
- GfM 1: <http://www1.slm.uni-hamburg.de/de/service/medienzentrum/projekte/gfm-tagung-2007.html> (06.01.2014).
- GfM 2: <http://www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/arbeitsgruppen/index.html> (06.01.2014).
- GfM 3: <http://www.gfmedienwissenschaft.de/gfm/selbstverstaendnis/index.html> (08.01.2014).
- Grampp, Sven: Hundert Jahre McLuhan. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 4/1 (2011), 183–187.
- Hickethier, Knut: Das »Medium«, die »Medien« und die Medienwissenschaft. In: Bohn/Müller/Ruppert 1988, 51–74.
- Hickethier, Knut: Binnendifferenzierung oder Abspaltung – Zum Verhältnis von Medienwissenschaft und Germanistik. Das »Hamburger Modell« der Medienwissenschaft. In: Heinz B. Heller/Matthias Kraus/Thomas Meder/Karl Prümm/Hartmut Winkler (Hg.): *Über Bilder Sprechen. Positionen und Perspektiven der Medienwissenschaft*. Marburg 2000, 35–56.
- Hickethier, Knut: Film und Fernsehen als Gegenstände der Medienwissenschaft. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 132 (2003), 133–135.
- Jungen, Oliver: Irgendwas mit Medien. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 1 (2013), N5.
- Klein, Julie Thompson: Blurring, cracking and crossing: Permeation and the fracturing of discipline. In: Ellen Messer-Davidow/David R. Shumway/David Sylvan (Hg.): *Knowledges. Historical and Critical Studies in Disciplinarity*. Charlottesville, Virginia 1993, 185–211.
- Knilli, Friedrich: Medium. In: Werner Faulstich (Hg.): *Kritische Stichwörter Medienwissenschaft*. München 1979, 230–251.
- Kolker, Robert (Hg.): *The Oxford Handbook of Film and Media Studies*. Oxford 2008.
- Kollmar-Paulenz, Karénina u. a. (Hg.): *Kanon und Kanonisierung. Ein Schlüsselbegriff der Kulturwissenschaften im interdisziplinären Dialog*. Basel 2011.
- Kreuzer, Helmut (Hg.): *Literaturwissenschaft – Medienwissenschaft*. Heidelberg 1977.
- Kübler, Hans-Dieter: Auf dem Weg zur wissenschaftlichen Identität und methodologischen Kompetenz. Herausforderungen und Desiderate der Medienwissenschaft. In: Bohn/Müller/Ruppert 1988, 29–50.
- Kümmel, Albert/Löffler, Petra (Hg.): *Medientheorie 1888–1933*. Frankfurt a. M. 2002.
- Kümmel-Schnur, Albert: Medien. Protokoll einer Disziplinierung. In: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2008, 401–419.
- Lamont, Michèle: *How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement*. Cambridge, Mass. 2009.
- Latour, Bruno: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a. M. 2007.
- Leschke, Rainer: Von der Erfindung der Medienwissenschaft als regelmäßiger Übung. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 132 (2003), 67–89.
- Lovink, Geert (2011): Medienwissenschaften. Diagnose einer gescheiterten Fusion. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft* 4/1 (2011), 159–176.
- Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1992.
- Malmberg, Tarmo: Nationalism and internationalism in media studies – Europe and America since 1945 (2005), http://www.uta.fi/cmt/yhteystiedot/henkilokunta/tarmo_malmberg/index/05-11-28_Amsterdam.doc (05.01.2013).
- Messer-Davidow, Ellen/Shumway, David R./Sylvan, David: Introduction: Disciplinary ways of knowing. In: Dies. (Hg.): *Knowledges. Historical and Critical Studies in Disciplinarity*. Charlottesville, Virginia 1993, 1–21.
- Mitchell, W. J. T.: Interdisziplinarität und visuelle Kultur. In: Herta Wolf (Hg.): *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, Bd. 2. Frankfurt a. M. 2003, 38–50.
- Mort, Joseph: *The Anatomy of Xerography. Its Invention and Evolution*. Jefferson, NC u. a. 1989.
- Nerone, John (Hg.): *Media History and the Foundations of Media Studies, Bd. 1. The International Encyclopedia of*

- Media Studies*. Hg. von Angharad N. Valdivia. Malden, Mass. 2013.
- Paech, Joachim: Es war einmal: Medienwissenschaft in Osnabrück. In: *TheaterZeitSchrift* 22 (1987), 30–40.
- Paech, Joachim: Die Erfindung der Medienwissenschaft. Ein Erfahrungsbericht aus den 1970er Jahren. In: Claus Pias (Hg.): *Was waren Medien?* Zürich 2011, 31–56.
- Pias, Claus: Was waren Medien-Wissenschaften? Stichworte zu einer Standortbestimmung. In: Ders. (Hg.): *Was waren Medien?* Zürich 2011, 7–30.
- Post, Robert: Debating disciplinary. In: *Critical Inquiry* 35/4 (2009), 749–770.
- Rusch, Gebhard: Vorwort. In: Ders. (Hg.): *Einführung in die Medienwissenschaft*. Wiesbaden 2002a, 7.
- Rusch, Gebhard: Medienwissenschaft als transdisziplinäres Forschungs-, Lehr- und Lernprogramm. In: Ders. (Hg.): *Einführung in die Medienwissenschaft*. Wiesbaden 2002b, 69–82.
- Schäfer, Gudrun: »Sie stehen Rücken an Rücken und schauen in unterschiedliche Richtungen«. Zum Verhältnis von Medienwissenschaft und Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Heinz B. Heller/Matthias Kraus/Thomas Meder/Karl Prümm/Hartmut Winkler (Hg.): *Über Bilder Sprechen. Positionen und Perspektiven der Medienwissenschaft*. Marburg 2000, 23–34.
- Schanze, Helmut: Fernsehserien. Ein literaturwissenschaftlicher Gegenstand? In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 2/6 (1972), 79–94.
- Schanze, Helmut: Vorwort. In: Ders. (Hg.): *Metzler Lexikon Medientheorie/Medienwissenschaft*. Stuttgart 2002a, v–viii.
- Schanze, Helmut: Medienwissenschaften. In: Ders. (Hg.): *Metzler Lexikon Medientheorie/Medienwissenschaft*. Stuttgart 2002b, 260.
- Schmidt, Siegfried J.: Medienwissenschaft und Nachbardisziplinen. In: Gebhard Rusch (Hg.): *Einführung in die Medienwissenschaft*. Wiesbaden 2002, 53–68.
- Schönert, Jörg: Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*. Opladen 1996, 192–208.
- Schüttpelz, Erhard: Die ältesten in den neuesten Medien. Folklore und Massenkommunikation um 1950. In: Nicola Glaubitz/Andreas Käuser (Hg.): *Medieninnovationen und Medienkonzepte*. Marburg 2006, 33–49.
- Stäheli, Urs: Das Soziale als Liste. Zur Epistemologie der ANT. In: Friedrich Balke/Maria Muhle/Antonia von Schöning (Hg.): *Die Wiederkehr der Dinge*. Berlin 2011, 83–101.
- Star, Susan Leigh/Griesemer, James R.: Institutional ecology, ›translations‹ and boundary objects: Amateurs and professionals in Berkeley's museum of vertebrate zoology, 1907–39. In: *Social Studies of Science* 19/3 (1989), 387–420.
- Tholen, Georg Christoph: Medienwissenschaft als Kulturwissenschaft. Zur Genese und Geltung eines transdisziplinären Paradigmas. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 132 (2003), 35–48.
- Viehoff, Reinhold: Von der Literaturwissenschaft zur Medienwissenschaft. Oder: vom Text- über das Literatursystem zum Mediensystem. In: Gebhard Rusch (Hg.): *Einführung in die Medienwissenschaft*. Wiesbaden 2002, 10–35.
- Wissenschaftsrat: *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Kommunikations- und Medienwissenschaften in Deutschland*, Mai 2007, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7901-07.pdf> (03.02.2014).

Jens Schröter

I. Medienbegriff und Medienwissenschaft

1. Medienbegriff

Es gibt Zyniker, die behaupten, die Medienwissenschaft sei das Paradebeispiel für eine postmoderne Disziplin, die ständig über den Tellerrand blickt, ohne den eigenen Teller genau zu kennen, also ohne sich über die eigenen Gegenstände, das eigene Forschungsgebiet, die eigene Begrifflichkeit und die eigenen Absichten ausreichend orientiert und verständigt zu haben. Alle möglichen Wissensgebiete – Psychoanalyse, Motivgeschichte, Technikgeschichte, Eschatologie, soziologische Systemtheorie und viele andere mehr – mussten und müssen zu ihrer Konturierung erhalten, Eklektizismus natürlich inbegriffen. In der Tat spricht einiges dafür, dass dieser Befund zutrifft – gerade heute, da die Thesen Herbert Marshall McLuhans, des schillernden Urahns medienwissenschaftlicher Begriffsschöpfung, aber eben auch der Begriffsverwirrung, eine gewisse Renaissance erleben. Dem kanadischen Medientheoretiker, einem Eklektiker wie er im Buche steht, gilt alles Mögliche als Medium: Licht, Geld, Straße, Papier, Kleidung, Eisenbahn, Rad, Stein, Sprache, Schrift oder die Wohnung, um nur eine kleine Auswahl zu nennen (vgl. McLuhan 2001; s. Kap. II.4). Diese Medien sind nun wahrlich allgegenwärtig und haben noch dazu, folgt man McLuhan, gleichsam magische Kräfte: Sie erweitern diverse Funktionen des menschlichen Organismus, sie machen die ganze Welt zum Dorf, und die Nachrichteninhalte werden zur vernachlässigbaren Größe, weil die Medien selbst als die wichtigste Nachricht daherkommen. Die Werke McLuhans, die mit solchen Thesen aufwarten, bieten durchaus eine anregende Lektüre und zeugen von einer stupenden Gelehrsamkeit des Autors, eine Quelle für exakte medienwissenschaftliche Begriffsbestimmungen darf man allerdings nicht erwarten. Aber – und hier liegt das Problem – gerade das tun nach wie vor viele an Medien interessierte Laien und auch Wissenschaftler. So verwundert es in dieser Hinsicht nicht, dass sich das »Grundproblem bei der Gegenstandsbestimmung der Medienwissenschaft [...] als die Unfähigkeit zu einer präzisen, kritisch-rationalen und möglichst eindeutigen Sprache [zeigt]« (Faustlich 2002, 22).

Es bedeutete andererseits, das Kind mit dem Bade auszuschütten, wenn die Klage über den »terminologischen Metaphernsalat« (ebd.) McLuhans und seiner Epigonen dazu führen sollte, definitorische Transparenz und Funktionalität des Medienbegriffs herstellen zu wollen, ohne die Ursachen des »Metaphernsalats« zu reflektieren. So wischen beispielsweise die soziologisch orientierten Kommunikationswissenschaftler der 1960er und 1970er Jahre den vermeintlichen Unsinn beiseite und präsentieren eine terminologische *tabula rasa*, indem sie sich an den frühen Definitionen der amerikanischen empirischen Kommunikationsforschung orientieren und ausschließlich diejenigen technischen Massenkommunikationsmittel als Medien bezeichnen, mit denen Aussagen öffentlich, indirekt und einseitig einem Publikum vermittelt werden. Mit solchen Minimaldefinitionen sind aber vor allem die Empiriker unter den Kommunikationsforschern dieser Zeit nicht lange einverstanden und fordern Nachbesserung: Für den Medienbegriff gelte gleichermaßen, was für jede wissenschaftliche Begriffsbildung selbstverständlich sei. Der Begriff müsse im Hinblick auf eine konsistente Verwendung eindeutig bestimmt werden können, er müsse sich von verwandten Termini abgrenzen lassen und seine Begriffsmerkmale sollten weitgehend operationalisierbar sein, also zum Beispiel in der empirischen Forschung verwendet werden können (vgl. Maletzke 1998, 31 f.). Die kommunikationswissenschaftliche Arbeit am Medienbegriff steht in dem vorliegenden *Handbuch Medienwissenschaft* naturgemäß nicht im Zentrum, zur Abgrenzung des medienwissenschaftlichen Medienbegriffs ist es aber nicht unwichtig, die Grundlagen dieser Begriffsverwendung zumindest ansatzweise zu kennen.

Die Medienwissenschaften, die sich parallel zu dieser Entwicklung in Deutschland in erster Linie aus den philologischen Disziplinen herausbilden, arbeiten hingegen – wenn sie nicht einfach den eng gefassten kommunikationswissenschaftlichen Massenmedienbegriff übernehmen – lange Zeit und weitgehend ohne eine eigenständige explizite Begriffsdefinition. Erst ab den 1990er Jahren erkennt die eher geisteswissenschaftlich orientierte Medienforschung immer häufiger die Unschärfe in der

Theoriebildung, die ein unzureichend definierter Medienbegriff mit sich bringt. Und wie es sich für die philologischen Disziplinen gehört, folgt dieser Erkenntnis des Mangels sogleich der historische Blick zurück, um bei der Klärung des aktuellen Problems auch begriffsgeschichtliche Aspekte berücksichtigen zu können. In diesem Sinne argumentiert beispielsweise Friedrich Kittler: 1986 vermutet er in seinem Buch *Grammophon, Film, Typewriter*, dass es den Begriff ›Medium‹ vor der Erfindung von Grammophon und Kinematograph, als die Schrift noch das einzige Nachrichtenmedium gewesen sei, nicht im Zusammenhang mit Kommunikationsmedien gegeben habe (vgl. Kittler 1986, 13; s. auch Kap. II.13).

Die Geschichte des Medienbegriffs zeigt, wie die Geschichte jedes anderen Fachbegriffs, dass Begriffe nie für sich alleine stehen, sondern immer mit ähnlichen oder konkurrierenden Begriffen in Verwendungszusammenhängen und Traditionen verknüpft sind und dadurch bestimmte logische oder inhaltliche Folgerungen nahelegen. Aus der Medienbegriffsgeschichte lassen sich daher Aspekte herausarbeiten, die für die Konturierung des medienwissenschaftlichen Medienbegriffs von Bedeutung sein können. So zielen, um nur ein Beispiel vorwegzunehmen, die beiden schon sehr früh gebräuchlichen Verwendungsweisen von Medium mit den Bedeutungen ›Mitte‹ und ›Mittel‹ auf völlig unterschiedliche Aspekte des Medienbegriffs. ›Mitte‹ bedeutet entweder den Zustand der Ausgewogenheit, der eine Neutralität der Vermittlung garantiert oder aber die Eigenschaft der prägenden Allgegenwart des Mediums, also *inmitten* von allem zu sein – der Medienbegriff kommt dann dem soziologischen Milieubegriff sehr nahe. Als ›Mittel‹ ist das Medium dagegen ein dem Vermittlungszweck und damit dem Benutzer mehr oder weniger unterworfenen Ding. Hier spielt der Handlungsaspekt eine vorrangige Rolle. Mit diesen beiden Bestimmungen werden äußerste Markierungen im Bedeutungsspektrum des Medienbegriffs gesetzt, deren Überschreitung zu benachbarten Begriffen, etwa zu Milieu oder Werkzeug führt. Auf eine Verknüpfung der Bedeutungsaspekte kommt es nun an; das Ausblenden eines der beiden führt zu charakteristischen Schief lagen, die man bei einigen Autoren beobachten kann. Hartmut Winkler weist in einem anderen Zusammenhang auf die daraus resultierende hartnäckige Lagerbildung hin und zeigt, dass sie zu einer defizitären Medienforschung führt (vgl. Winkler 1999, 222).

Dieses Beispiel sollte nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, die Begriffsgeschichte hätte ein Inter-

esse daran, sämtliche Bedeutungstraditionen und Verwendungsweisen zu bewahren. Das Gegenteil ist der Fall: Wer die Verwendungs- und Verweistraditionen eines Begriffs genau kennt, kann begriffliche Innovationen besser einschätzen und eigene Vorschläge umso nachhaltiger in die Diskussion einbringen. Die genaue Kenntnis der Geschichte von Wörtern und Begriffen führt in der Regel zu einer exakteren Bewertung ihrer terminologischen Gegenwart. Aus diesem Grund sollten darüber hinaus bei der Betrachtung der Medienbegriffsgeschichte auch die nicht-terminologischen Verwendungsweisen im allgemeinen Sprachgebrauch sowie die Metaphorisierungsstrategien berücksichtigt werden, die häufig zu terminologischen Innovationen führen, wie im Folgenden deutlich werden wird.

Der wahrnehmungstheoretische Medienbegriff

Das Wort ›Medium‹ erscheint als fachsprachlicher Begriff im Deutschen zuerst in Wörterbüchern des 16. Jahrhunderts und hat dort die Bedeutung ›Vermittelndes‹ oder ›Zwischenmittel‹, jeweils mit Beispielen aus dem Bereich der Sinneswahrnehmung. In dieser wahrnehmungstheoretischen Bedeutung ist der Terminus *medium* bereits in der lateinischen Gelehrtensprache etabliert und wird in mittelalterlichen Texten der Scholastik über die aristotelische Theorie der Wahrnehmung (Aisthesis) gebraucht.

Die Wahrnehmungslehre des Aristoteles erklärt jede Sinneswahrnehmung mit einer durch ein Medium vermittelten Wirkung des wahrgenommenen Objekts auf das wahrnehmende Subjekt. Sie geht dabei nicht – wie die voraristotelischen Wahrnehmungsmodelle – von Farbteilchen aus, die vom Gegenstand zu den Augen schweben. Sie erklärt sich die Sinneswahrnehmung vielmehr dadurch, dass Schwingungen, die von der Farbe des Objekts hervorgerufen werden, durch das Medium an das Sinnesorgan weitergeleitet werden. Beim Sehen beispielsweise spielen nach dieser Theorie drei subjektunabhängige Faktoren eine Rolle: ein farbiges Objekt, ein durchscheinendes Medium – das sogenannte *medium diaphanum*, beispielsweise Luft oder Wasser – und Licht. Die Farbe des Objekts bewirkt bei ausreichender Helligkeit im durchscheinenden Medium eine qualitative Veränderung, bei der das Medium die Farben des jeweiligen Wahrnehmungsobjekts annimmt. Im Sinnesorgan wird die Farbe dann entsprechend rekonstruiert. Dabei ist das Me-

dium, das jegliche Farbe annehmen und weitergeben kann, als solches farblos neutral. Hier wird deutlich, dass die mittelalterliche Rezeption Bedeutungen akzentuiert, die schon zu römischer Zeit dominierten: Mitte, Ausgewogenheit, Mittelpunkt und der Raum oder die Substanz zwischen zwei oder mehr Objekten. Aus der Mitte, der räumlichen Beziehung zwischen Objekt, wahrnehmendem Subjekt und Medium, lässt sich eine funktionale Beziehung ableiten, getreu der aristotelischen Wahrnehmungstheorie: Das Medium erscheint aus dieser Perspektive vorrangig als Vermittler (Funktion), dessen qualitative Eigenschaften sich im ausgewogenen Zustand (Mitte) befinden. Im Deutschen hat sich wie in den übrigen europäischen Sprachen diese funktionale Interpretation durchgesetzt (vgl. Hoffmann 2002, 24–35).

In einigen (frühneuhochniederdeutschen) Schriften des Paracelsus taucht der ästhetische Medienbegriff durchaus häufig auf. Paracelsus beschreibt etwa magische Medien, zum Beispiel Wachsbilder, die als Instrumente magischer Angriffe auf unliebsame Personen dienen. Das sind Verwendungsweisen, bei denen der Medienbegriff bisweilen nicht deutlich vom Werkzeug- oder Instrumentbegriff abgegrenzt werden kann. Auch der ästhetische Medienbegriff spielt bei Paracelsus eine Rolle: Schon Aristoteles rückt durchaus die Materialität der Vermittlungsinstanz in den Blick, und Paracelsus folgt ihm in dieser Hinsicht nicht nur, sondern betont noch deutlicher die spezifischen Medieneigenschaften. Die Wahrnehmungsmedien, die *media diaphana*, stehen zwar mehr oder weniger im Schatten der Vermittlung, die sie leisten. Im Idealfall, wenn sie völlig farblos und transparent sind, gehen sie in der Vermittlung auf und werden selbst nicht wahrgenommen. Indem aber Paracelsus beispielsweise Kristalle als Medien bezeichnet, die dem Menschen Geister und andere Erscheinungen zu zeigen vermögen, metaphorisiert er nicht einfach nur den ästhetischen Medienbegriff. Er bezieht sich gerade auch auf die Eigenarten bestimmter Kristalle, die eben nicht wie ein ideales diaphanes Medium den Zweck der ungetrübten Wahrnehmung erfüllen, sondern durch ihre spezifischen materiellen Eigenschaften den Wahrnehmungsgegenstand in der Präsentation verfälschen, verzerren, vergrößern oder verkleinern. Gerade weil solche Medien sinnlich Wahrnehmbares auf eine Weise zeigen können, wie es die Natur dem Auge üblicherweise nicht offenbart, liegt für Paracelsus die Überlegung nahe, dass sie vielleicht auch übersinnliche Dinge wahrnehmbar machen können. Folgerichtig führt er seine Metapher weiter, indem er so-

genannte himmlische Kristalle und Medien erwähnt – damit meint er beispielsweise Träume –, die zeigten, was in den himmlischen Sphären verborgen sei. Schon bei diesen frühen Verwendungsweisen wird also deutlich, dass die impliziten Mediendefinitionen schwanken zwischen der Bestimmung einer als rein instrumentell verstandenen und sich der Wahrnehmung entziehenden Mediensubstanz einerseits und der Beobachtung verfälschender Effekte, die andererseits die Mediensubstanz wieder ins Blickfeld rücken. Mit der Bildung von bestimmten Medienmetaphern, wie beispielsweise dem Traum als Medium, tritt das Merkmal der Materialität, und damit der Wahrnehmbarkeit des Mediums selbst, allerdings wieder in den Hintergrund (vgl. Hoffmann 2002, 35–45).

Einige Verwendungsweisen des Medienbegriffs in ästhetischen Theorien, etwa bei Friedrich Schiller und Gotthold Ephraim Lessing, sind eng verwandt mit der ästhetischen Variante. Diese Theorien übertragen einerseits den Aspekt der Wahrnehmung in den Bereich der Erkenntnis, lenken andererseits den Blick häufig auch auf die instrumentelle Bestimmung des Mediums.

Der Medienbegriff in der frühen Optik und Akustik

Ähnliche Konstellationen finden sich auch in den eher technischen Ausprägungen der Optik und Akustik. In diesen Bereichen wird den Medienspezifika eine noch größere Aufmerksamkeit zuteil als in der Aisthesislehre und der Ästhetik. Das stellt sich in der Entwicklung der Optik, der Akustik und den Naturwissenschaften allerdings nicht von Anfang an so dar. Die optischen Medien beispielsweise führen lange Zeit ein wissenschaftliches Schattendasein. Erst ab dem Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert bekommen die Refraktionsmedien, also die optischen Linsen, eine völlig neue wissenschaftliche Bedeutung und werden zum paradigmatischen Modell des Sehens und der Erkenntnis. Die Camera obscura etwa, eine dunkle Kammer, in die Licht durch eine Refraktionslinse eintritt, schiebt sich als neutrale und trennende Instanz zwischen Subjekt und Wahrnehmungsobjekt und führt so zu einem neuen Verständnis von Wahrnehmung und nicht-analogischer Erkenntnis. Gleichzeitig wird ihr die Aufgabe der objektiven Abbildung der Wirklichkeit zugewiesen. Auch der Begriff der Refraktionsmedien wird schon bald auf vielfältige Weise metaphorisiert, bei-